

(Nachdruck verboten.)

10]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Sig.

Sie zog ihn geradezu mit sich fort. Kaum kannte er sie mehr, denn ausgelassen und selbstgewiß wie jetzt war sie noch nie gewesen! Gleich großartigen Käusern schritten sie dem belebten, wimmelnden Weihnachtsmarkt zu, sahen sich tausend wünschenswerte Dinge an, und jedes bedachte im stillen, womit es das andere zum Fest überraschen könnte. Der Marktplatz war voll von altersgrauen Bretterbuden. Gott, was gab es da für Ueberflus! All das Spielzeug, die Berge von Honig- und Lebkuchen, der glänzende Flitterfram für die Christbäume — zuviel für Augen und Ohren. Besonders hatte es Heinrich ein Filzschuhstand angetan. Die vielen Bataillone stehender, hängender, aufgeschichteter — außen schwarzer, innen weißer — Studierpantoffeln nahmen ihn völlig gefangen.

„Gott sei Dank, jetzt endlich weiß ich, was mir noch gefehlt hat zur Vollkommenheit!“ sagte er zu seiner Begleiterin. „Da bin ich nun so alt geworden, und oft, wenn ich in meiner Stube grübelnd auf und ab ging, da vermisse ich sozusagen den letzten intimsten Reiz des Behagens und konnte nie darauf kommen, was es eigentlich sei. Und denke Dir, nun sind es ganz einfach solche Filzpantoffeln!“

„O Du dummer Simpel!“ Sie mußte weidlich lachen. „Dann will aber ich Dir ein Paar schenken, damit das Behagen desto größer ist!“ Gleich hatte sie die Schuhe bei der Hand. Er mußte wie ein zu beschlagendes Pferd den Fuß aufheben, und Elsbeth nahm das Maß von der Sohle. Als sie jedoch dem „armen Verkäufer“ so recht hartnäckig einen halben Franken vom Preis abhandelte, lehnte sich Heinrich gegen solche Blutsaugerei auf und wurde dafür mit Schimpf und Schande in die Flucht geschlagen. Dann kamen sie an einen Seidenstand. Elsbeth entwickelte alsbald ein Interesse und eine Sachkenntnis, daß ihm vor heidenmässigem Respekt eine große Spinne den Rücken hinaufflies. Wo nahm das Mädchen bloß diesen energischen Hausfrauengeist her, der dem doppelten und dreifachen Alter noch Ehre gemacht hätte? Sie wühlte alles durcheinander, vertröstete den Mann auf bessere Gelegenheit, ohne einen Faden zu kaufen, und trotzdem machte ihr der Händler die ergebenste Verbeugung. Es tat Heinrich wohl bis in die Zehenspitzen.

In der nächsten Bude rebauchierte er sich. Ein dick eingemummeltes typisches Marktweib mit erfrorenen Händen und Backen, das beständig von einem Fuß auf den andern trat, hatte da Süßigkeiten feil.

„Echte Basler Leckerle, Appenzeller Viberfladen, Pfeffernüsse!“ plärrte die Dide lieblos, wie wenn es Kohlköpfe wären.

„So nun kommt die Reihe an Sie, gute Frau!“ sagte der feine, junge Herr wichtig. „Lassen Sie sehen, was da Gutes zu haben ist!“

Die Händlerin geriet in zappelnde Besessenheit, nannte Qualitäten und Preise, betupfte dazu jeden Gegenstand mit den appetitlichen Fingern und war übrigens sicher, diesmal einen schönen Baken einzuheimen. Man konnte diese angehenden Hochzeitspärschen!

Nach langem Mäkeln und Lungen nahm er ein winzig kleines Lebkuchenherz mit rotem Zuckerguß, steckte es in Elsbeths Tasche und fragte die Frau mit der unschuldigsten Miene von der Welt, was er zu bezahlen habe.

„Gott behüte! Das wird doch nicht etwa alles sein?“ meinte diese, verdutzt über solch eine Unverfrorenheit, während Elsbeth sich vor verhaltenem Lachen hinter den Ruff verstecken mußte.

„Hier ist ein Franken dafür!“ sagte Heinrich gelassen und verließ den Stand. Es war gut der zehnfache Preis. Und die Wirkung war gewöhnlich!

Elsbeth hörte sofort auf zu lachen, puffte ihn empört in die Seite und begann, ihm auf französisch den Text zu lesen.

„Du bist nicht recht gescheit! Das kostet ja höchstens zehn Rappen. Was machst Du denn für dumme Witze? Es ist ja schad ums Geld!“

„Das kommt bloß von Deinen Knäufereien. Die muß ich wieder gutmachen — auf die Art. Vielleicht treib' ich Dir das gräßliche Markten, das ich nicht leiden kann, beizzeiten aus!“

O weh, machte sie da giftige Augen an ihn heran!

„Seht mir doch den großen Herrn! Wohl, Du mußt es ja recht leicht verdienen, Dein Geld, daß Du so närrisch damit umgehst. Pui, nein, mit so einem nichtsnutzigen Verschwender fange ich überhaupt keinen Hausstand an!“ schalt sie halb im Ernst, halb im Scherz. Sie hatte nun einen so köstlich überlegenen, vormundschaftlichen Ton gegen ihn angenommen, daß er am liebsten immer nur dumme Streiche ersonnen, ihren Zorn herausgefordert hätte.

Auch vor dem Christbaumwald blieben sie eine Weile andächtig stehen. Heinrich wurde schier ein wenig traurig gestimmt, als sie erzählte, daß bei ihr daheim noch jede Weihnachten ein Baum brenne wie zu Kindstagen. „Ach, wenn wir doch wenigstens Weihnachten übers Jahr zusammen feiern könnten?“ seufzte er leise, worauf auch Elsbeth in melancholische Gedanken versank. Ach ja, ja, — es sah halt noch gar nicht so recht danach aus! Ihrer Liebe mußten noch starke Flügel wachsen, um über alle die trennende Zeit, die großen Hindernisse hinwegzutragen. Auf den Beistand der Eltern durfte sie nicht zählen. Und Heinrich, ohne deren Segen, in die entsetzliche Lebensungewißheit folgen —? Der bloße Gedanke daran machte sie frieren!

„Weißt Du was?“ sagte sie dann plötzlich sehr ernst. Er sah, daß sie selbst erschraf vor dem, was sie offenbaren wollte. Eine Weile blickte sie mit ungewissen, suchenden Augen zu Boden.

„Ja, so sag' doch — woran denkst Du? Heraus mit der Sprache!“ Ihm sagte eine gute Ahnung, daß er ihr Mut machen mußte. Doch da faßte sie schon wieder seinen Arm, schmiegte sich dicht an ihn heran und erklärte mit einer Entschiedenheit, die Berge versetzen konnte: „Wir gehen jetzt ganz einfach zusammen zur Lante Gritta und stellen uns als Verlobte vor. Hast Du Lust? Ich muß jemand haben, der's weiß. Und außerdem kann uns die noch einmal gute Dienste leisten. Umsonst ist sie nicht des Vaters Schwester! Wenn Du ihr nur ein bißchen gefällst, steht sie zu uns wie ein Soldat.“

Er hätte nie gewagt, diesen Vorschlag zu machen. Immer ging sie voran, tatkräftiger, ehrgeiziger als er für's gemeinsame Glück. Beschämt, innig erfreut drückte er ihren Arm an seine Brust: „Daß Du so tapfer sein könntest, hätte ich nie, nie geglaubt. Du bist ja heute tollkühn wie ein Roß!“

„Aber das sage ich Dir gleich!“ unterbrach sie ihn, wieder stehendbleibend, „Du mußt denn nicht etwa mich allein reden lassen. Je mehr Du austrumpfst und tust, als wenn Du nur die Hand auszustrecken brauchst, desto besser für uns!“

Wahrhaftig, er mußte sich beständig an die Stirn fassen, ob denn diese fleisch- und blutgewordene Kriegserklärung, dieses Rauffeuer an seiner Seite noch die geringste Neulichkeit hatte mit jener sanften Elsbeth Stadler, die er vor zwei Monaten zum erstenmal ans Herz drücken durfte.

„So hat mir denn das goldene Kreuz doch zum Segen geleuchtet!“ fiel ihm wieder ein. Erfast von ihrer mutigen Stimmung, versprach er seinem Mädchen, jetzt und künftig wie ein Mann für sie zu kämpfen.

Als sie aber so bräutlich verschlungen vor dem im Villenquartier gelegenen Haus ankamen, an dessen Pforte geschrieben stand: Oberst Gardmayer — mußte er doch alle Kraft zusammennehmen. Nein, gar so leicht wars nicht, die Hand auszustrecken nach den begehrtesten Gütern und sich auf gleichen Fuß zu stellen mit den wurzelstarken, altehrwürdigen Familien! Wenn man zeitlebens zum Tobelvolk gehört hatte! Etwas von jener Erdenstübere und sklavischen Ehrfurcht des Armenquartiers blieb immer hängen an dem, der nicht die Frechheit zum Gewatter hatte. —

Vollgestopft mit Verlockungsfischen, ausgerüstet mit dem Segen und hundert guten Ratschlägen der resoluten Lante, den Rücken gehörig gestärkt, wanderten die zwei am Abend seelenvergnügt dem Bahnhof zu. Sie hatten den gewohnten Heimkehrzug verfaßt; es war halb acht. Und vom Moment an, da Heinrich dies bemerkte, ergriff ihn eine fröstelnde

Unruhe, so daß Elsbeth, die einmal vergeblich auf Antwort wartete, verwundert fragte, was denn auf einmal wieder in ihn gefahren sei!

Auf dem Bahnsteig wurde seine schlimme Vermutung zur Wirklichkeit. Der erste Mensch, dem sie begegneten, war die schwarze Marei. Die beiden sahen sie fast zu gleicher Zeit, unwillkürlich ließ Elsbeth seinen Arm fahren, während Heinrich den Hut tiefer ins Gesicht zog. Obwohl sich Mareis Blick mit dem seinen kreuzte — gleich zwei feindlichen Klängen vor dem Ausfall —, grüßte er sie nicht und nahm auch weiter keine Notiz von ihr, aus Furcht, sie möchte sich ihnen anschließen, was Elsbeth ohne Zweifel sehr peinlich gewesen wäre. Es gab also keine andere Rettung für ihn als diese Gemeinheit, sofern er die heute eroberte Stellung nicht verwegen aufs Spiel setzen wollte.

„Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden“ —

mußte er denken, und seine stolzen Empfindungen begannen wieder rapid zu sinken. Einmal zahlte wohl jeder solchen Tribut an die Venus der niederen Triebe, ohne sich deshalb graue Haare wachsen zu lassen! Er vergaß im Augenblick ganz, daß Marei außerdem den Vorzug hatte, seine Base zu sein!

Das verwünschte Abenteuer schien übrigens gut abzulaufen. Unbehellet gelangte das Paar in den Wagen, und während der Fahrt holten sie alles reichlich nach, was sie auf dem Hinweg versäumt hatten. Elsbeth rührte mit keinem Wort an die unliebsame Begegnung, und Heinrich sagte nur obenhin, gleichsam zur Verhüllung seines fragwürdigen Verhaltens: „Auf Neujahr — das ist jetzt ausgemacht — zieh ich in die Stadt. Es war ja nur so eine einfältige Heimwehstimmung, weswegen ich mich seinerzeit dort oben einquartierte. Denn im Grunde habe ich mit den guten Deutschen doch gar keine Verührungspunkte mehr. Das wird man mir zugeben müssen!“

Aber rot wurde er doch, wie er das so sagte.

„Wir können uns dann immer bei der Tante trennen!“ meinte Elsbeth schnell. Das andere Thema ließ sie lieber fallen, wenigleich ihr mit Heinrichs Anknüpfung eine schwere Last abgenommen war. Schmeichelfast war es einmal nicht für sie, daß ihr Geliebter mit Krethi und Plethi zusammen im Tobel haufte.

„Ich komme auch gar nicht recht zum Arbeiten. Es drückt auf mich — diese Erbärmlichkeit von innen und außen. Ich kann nichts dafür. Aber es muß anders werden!“ Die letzten Worte stieß er heftig, wie eine Selbstbeschwörung hervor. Elsbeth sah seine verstörte Miene.

„Wer kann Dir denn einen Vorwurf daraus machen, wenn Du gehst? Du gehörst ja auch sonst nicht zu den Deuten!“ sagte sie, auf ganz falscher Fährte. Heinrich tat ihr nämlich leid, weil er sich, wie sie dachte, ein gar so großes Gewissen daraus machte.

Er küßte sie darauf stürmisch, in plötzlicher Ahnung einer ernstern Gefahr.

„Wenn nur Du Dich durch nichts mehr von mir abbringen läßt! Sonst bin ich verloren!“ kam es zwischen seinen zusammengerehten Zähnen hervor. Seine Augen hatten einen Fieberglanz, die Hände glühten an ihren Wangen, ihr Druck schmerzte sie fast. Mehrere Male flüsterte er zwischen seinen Küßten: „Nur Dich hab' ich ja gern — sonst keine Seele. Du weißt es — mag kommen, was will!“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Zeitschriften.

Jugendgeschichten.

Hat das Kind Lesen gelernt, so stellt sich bald eine Zeit starken Lesehungers ein. Die Bilderbücher, die nur eine einzige oder nur wenige Geschichten enthalten, tun's nicht mehr; die Bücher dürfen und müssen größeren Umfang haben. Diese Zeit muß benützt werden, das Kind von dem Lesebuch mit seinem Vielerlei von kurzen Sachen vorwärts zu führen zu der größeren geschlossenen Erzählung. Unsere volkstümlichen alten Märchenbücher stehen auf der Grenze von der sogenannten Häppchenliteratur zur Buchliteratur. Hier setzt Heinrich Wolgast in seiner Sammlung: „Quellen, Bücher zur Freude und zur Förderung“ ein („Jugendblätter“, München, jedes Heft von 80 Seiten gebunden

20 Pf.), die den Uebergang zum inhaltlich geschlossenen größeren Buche schaffen will. „Wir müssen zu einer Lektüre in der Schule kommen, die eine länger andauernde Versenkung in ein und denselben Stoffkreis ermöglicht, die das Kind wenigstens längere Zeit in der gleichen geistigen Atmosphäre mit Lust verweilen läßt.“ Wie immer packt Wolgast, der Bahnbrecher, seine Aufgabe mit sicherem, praktischem Griff an. So wählt er aus Grimms Märchen ein Bändchen „Märchen zum Lachen“ und eins „Märchen zum Staunen“ aus, aus Hauff eins „Zauber märchen“ und eins „Spottmärchen“, und schon sind Bändchen erschienen wie Schillers „Tell“, an denen sich zeigt, daß dies Unternehmen nicht bloß eine schöne Phrase braucht, wenn es ankündigt, es wolle der Aufgabe dienen, das Kind zu den Quellen zu führen, aus denen unsere nationale Bildung strömt. Neben Wolgasts „Quellen“ sind jetzt noch zwei andere von der Lehrerschaft der Volksschulen geschaffene Büchereien am Werk. Sie wollen nicht erst fürs Bücherlesen erobern, sondern schon erwachsene Leser abdammen gegen die berüchtigte Schundliteratur unserer Tage. „Es muß etwas geschaffen werden, das den Lesern der Schundliteratur ein guter Ersatz ist für das, was man ihnen nehmen will. Es müssen den Kindern und jungen Leuten, die den Reizen der Detektiv-, Indianer- und Räuber- geschichten niederster Art verfallen sind, Erzählungen geboten werden, die eine reiche und lebhafteste Handlung enthalten, die Helden und Abenteuer recht anschaulich vorführen und doch Dichtungen und nicht Nachwerke sind.“ In den „Freien Stunden“ hat die Arbeiterschaft längst Arbeit auf dieser Rente geleistet. Die „Deutsche Jugendbücherei“ der Vereinigten Prüfungsausschüsse für Zeitschriften (Hilger, Berlin, jedes Heft von 32 Seiten 10 Pf.) und die „Dunten Bücher“ der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin (Enßlin, Reutlingen, jede Nummer 10 Pf., die vierzehntägig erscheinenden Hefte enthalten meist mehrere Nummern) gehen im Neuzeren von der Art der bekannten Schundliteraturhefte aus, sind aber sorgfältig in Bild und Schrift und geben vor allen Dingen in jedem Hefte eine abgeschlossene Erzählung. Dies letzte ist wichtig. Von großem Einfluß auf den Umsatz der Hefte ist aber auch, daß sie Zehn-Pennighefte sind. Die von Hermann Köster-Hamburg geleitete „Deutsche Jugendbücherei“ hält darzu und kann in der „Zeitschriften-Warte“ günstiges darüber berichten. Sie scheint auch, alles in allem genommen, in der Auswahl praktischer zu verfahren als das Unternehmen der Berliner Vereinigung. Wünschenswert wäre es, wenn nur eine einzige Sammlung existierte und alle propagandistische Stohkraft auf ihrer Seite hätte. Denn der Feind ist übermächtig groß: Millionen und Abermillionen seiner verderblichen Hefte gehen alljährlich ins Volk und haben einen naheimlich ausgebeuteten und sicher funktionierenden Verlagsapparat zur Verfügung. Natürlich müßte das eine und ungeteilte Gegenunternehmen geleitet werden von der Zentrale der Zeitschriftenbewegung, die schon jetzt hinter der „Deutschen Jugendbücherei“ steht, die, wie man hört, beträchtliche Summen für den Anlauf geeigneter Erzählungen aufgemendet hat.

An neuen Ausgaben der eingebürgerten Märchen Sammlungen ist dieses Jahr nicht reich. Das Notwendige ist da in den letzten Wintern genug getan. Ein paar Andersen-Ausgaben liegen vor. Eine ist von Berliner Lehrern veranstaltet, — sie ist mir nicht zu Gesicht gekommen; eine Ausgabe von neuen, besonders phantastisch-romantischen Stücken Andersens hat der Münchener Hyperion-Verlag veranstaltet; ein Buch, köstlich gedruckt in edelster Ungersfraktur, und künstlerisch bedeutend gemacht durch Zeichnungen, in denen Walo von Ray als berüchtend starker Impressionist der Bewegung neben dem Dichter emporwächst. (Preis 6 M. gebunden, 4,50 M. ungebunden.) Neue Märchen, die beachtenswert sind, stammen von zwei Frauen: eine Sammlung „Neue Märchen“ von Alara Hepner („Jugendblätter“, München, 1,20 M.), und ein Band „Märchen für Kinder und Haus“ von Varena zur Linde (Grosch-Lichtersfeld, Charonverlag, 2,50 M.). Das Lesen des Buchs von Alara Hepner verlangt durchaus gereiften kindlichen Verstand; vieles bewegt sich auf der Linie des Andersen'schen Naturmärchens, immer aber ist es frei von jeder romantischen Weichheit. Varena zur Linde, die als Anhängerin der Ottoschen Altersmundart-Bestrebungen schreibt, will die frühen Kinderjahre erfreuen und spinnst kleine Geschichten aus, die der kindlichen Phantasie, die noch kein Moralisieren kennt, in der Tat sehr glücklich angepaßt sind. Man macht dabei eine beachtenswerte Erfahrung: wenn man die Geschichtchen für sich liest, will sich das Gefühl dem ewigen „und da“ nicht bequemen, aber das Ei ist ja bisweilen klüger als die Henne, und wenn man die Geschichten nun einem noch nicht fünfjährigen vorliest, zeigt sich, daß das Erzählte dem Kinde als wonnige Kost eingeht, daß Wort um Wort sitzt und nachwirkend Eigentum wird.

An Sagenbüchern ist wieder kein Mangel. Nikolaus Henningsen, der Hamburger Lehrer, hat Gustav Schwabs altbekannte „Schönste Sagen des klassischen Altertums“ in drei Bänden bei Schaffstein, Köln, neu herausgegeben (Preis jedes Bandes 2 M.). Bei der Neubearbeitung, die den Inhalt um einiges vermehrte, wurde darauf geachtet, daß die Sammlung auch für Volksschüler bestimmt ist, die nicht durch die Geschichtsstunde mit der griechischen Mythologie vertraut gemacht werden. Die kurz gefasste Darstellung des gleichen Stoffes in Albert Richters vielgebrauchtem Buche „Götter und Götter“ kommt gegen Schwabs dichterisch empfundene Arbeit nicht auf. Der Verlag sollte sich übrigens entschließen, den Bänden einige

Närlchen beizugeben. Schwabs Buch bedeutete den Versuch, die griechischen Sagen „den alten Schriftstellern und vorzugsweise den Dichtern einfach und vom Glanze künstlerischer Darstellung entkleidet, doch, wo immer möglich, mit ihren eigenen Worten nachzuerzählen. Man hat ihm das nie als ein Verbrechen angekreidet. Anders ging es Berthold Otto, als er vor etwa zwanzig Jahren der Jugend und dem Volke „Die Sage vom Doktor Heinrich Faust“ im Anschluß an Goethes Dichtung erzählte; man steigte ihn mit schlimmen Anwürfen. Aber sein Buch, das jetzt in dritter Auflage herauskommt (Scheffer, Leipzig, 3 M.), ist gut; es stellt nicht nur für den Verstand dar, sondern will auch vom Herzen erfüllt sein. Die erzählende Wiedergabe des Parzival, die Ernst Falch vorgenommen hat (München, Dietrich, 2 M.), kommt dem Leser nicht so nah; die ganz knappe Fassung des Inhalts der Wolframschen Dichtung tut es nicht allein. Die Bilder dieses Buches sind herzlich unbedeutend. Eine seit Jahren schmerzlich empfundene Lücke wird ausgefüllt durch Nüttgers „Keinele der Fuchs“. Nach der alten niederdeutschen Ausgabe von 1498 wird von Nüttgers — er ist ein wichtiger Kopf im Kampf um gute Jugendliteratur — die alte Sage aus dem Königreich der Tiere für Zehn- und Elftjährige erzählt. Damit wird nun eine andere Profavorstellung, in der das alte Gedicht und die Goethesche Darstellung in oft recht wenig erbaulicher Weise verquitt sind, endlich aus dem Felde gedrängt. Nüttgers schreibt in prächtig-lebendiger Gedrungenheit (Schaffstein, Köln, 1,80 M.). Von den „Abenteuern der sieben Schwaben“ liegen gleich zwei Ausgaben vor; die Schaffsteinsche, die ohne Bilder ist (Preis geb. 1 M.) enthält auch die anschließenden Abenteuer des Spiegelschwaben; die des Verlages E. Nister, Nürnberg, die von Adolf Jöhnsen mit einigen sauberfarbenen Bildern geschmückt ist (Preis 2 M.), ist mit den Geschichten der Schildbürger zusammengedruckt. In Nisters illustrierten Jugend- und Volksbüchern, die Martin Böltz herausgibt, ist auch eine Bearbeitung der „Seltsamen Kissen des Till Eulenspiegel“ (Pr. 2 M.) erschienen, deren von Karl Dohler beigezeichnete farbige Bilder nur ein paar Streiche Tills illustrieren, von Till selbst aber nichts zu erzählen wissen, was die Jugend näher an diesen Gesellen heranbringen könnte. Die Nistersche Ausgabe von „Münchhausens Abenteuern“ (2 M.) kann in ihrem bildlichen Schmuck auch nicht als gelungen gelten. Mir scheint, Böltz beurteilt die Aufgabe des Bildes in solchen Erzählbüchern nicht richtig. Das ist zu bebauern, denn die Nürnberger Volksbücher sind gar hell und freundlich in ihrer übrigen Aufmachung. Durch geschichtlich wertvolle Bildbeigaben hat der Nistersche Verlag seine neue, von Ludwig Schröder angebrachtenmaßen von allerlei Unschönem befreite Ausgabe von Grimmschen „Simplizissimus“ beachtenswert gemacht (3 M.); diese klassische Schilderung des merkwürdigen Soldatenlebens im dreißigjährigen Kriege aus dem Leben heraus, soll jeder junge Leser kennen. Es ist beste Abenteuerliteratur.

Von der älteren Abenteuerliteratur der Indianerromane haben sich nur Coopers „Vederstrumpf-Erzählungen“ in die Jugendschriftenlisten herüberretten können. Ihre Schätzung ist jetzt im Wachsen: sie sind historische Dokumente. Ein Stück Anfangsperiode amerikanischer Kolonisation ist darin geschildert und in der Gestalt Vederstrumps lehnt sich die Menschlichkeit gegen die Barbarei der kolonisierenden Zivilisation auf. Jetzt unternimmt es der Verlag von Paul Cassirer, Berlin, die Erzählungen, die in den Jugendausgaben natürlich stark gekürzt sind, in ihrer breiten ursprünglichen Form herauszugeben. Karl Federn befragt die Ausgabe, deren erstem Bande durch die Bildinitialien von Max Steboigt noch ein besonderer künstlerischer Wert verliehen ist. Die tatkräftigsten Arbeiter der deutschen Jugendschriftenbewegung wissen, daß sie für ihren Kampf vor allem Erzählungen brauchen, in deren Mitte energische Charaktere stehen. Diese Einsicht wirkt auch auf die Redaktion der „Mainzer Volks- und Jugendbücher“, die jetzt bis zum zehnten Bande gediehen ist (Hof. Scholz, Mainz, jeder mit Bildern versehene Band 3 M.). Alle Erzählungen dieser Sammlungen sind neu; seltsamerweise ist fast alles historisch gefärbter Stoff, bei dessen Auswahl der Gesichtspunkt der Speisung des jungen Lesers mit einer Dosis monarchischen Gefühls absichtsvoll eine Rolle zu spielen scheint. Die Erzählung der gewandten Charlotte Riese von dem Hamburger Jungen Michel Schneidewind arbeitet in auffälliger Form in dieser Richtung. Die Lauffische Altlöner Stadtgeschichte scheint mir um ihrer aufgereihten Sprachpose nicht für die Jugend geeignet. Das Beste dieser Sammlung, etwas wirklich Gutes, ist immer noch Gustav Falkes Hamburger Vorstadtgeschichte: „Drei gute Kameraden“ und auch Karl Ferdinands urgeschichtliche Erzählung „Das Pfahldorf“ läßt man willig gelten. Sie will nur einen Einblick in vergangene geschichtliche Zustände geben, ganz ohne Nebenabsichten.

Neben diesen Erzählbüchern, die eine einzige längere Geschichte geben, tauchen immer wieder Versuche auf, Sammelbücher kleinerer Geschichten in Prosa und Vers einzuführen. Auch das ist größte Vorsicht am Platze. Kinderkalender gab es schon vor Jahrzehnten, und immer noch erscheint Berthold Auerbachs Deutscher Kinderkalender, von dem jetzt Georg Wöttcher den 28. Jahrgang herausgibt (Hernau, Leipzig). Er ist eine wahre Schule für geistige Verflachung, eine Pflanzstätte der Häppchenliteratur in Bild und Wort, und auch Strasburgers Kinderkalender (Neufeld u. Genius, Berlin) schiebt beiseite, wer es mit seinem

Kinde gut meint. Ich halte es für keinen Verlust, daß der Wundergartenkalender des Scholzschen Verlages nicht aufkommen ist. Viel besser ist das „Deutsche Jugendbuch“, das Kosche diesmal zusammengestellt hat (Scholz, 3 M.), aber ein schlimmer Mangel ist, daß es sich an die so verschiedenartigen Altersstufen von Kind und Jugend zugleich wendet und dann ist der Herausgeber auch nicht frei von Rücksichtnahme vor gewissen Tendenzen. Ein so einfaches schlichtes Geldbuch, wie das vom Hamburger Jugendschriftenausschuß aus den Schätzen neuerer deutscher Erzählliteratur ausgewählte Büchlein „Kinderwelt“ (Wunderlich, Leipzig, 60 Pf.) ist nur halb so umfangreich wie das „Jugendbuch“ und bedeutet erzieherisch doch hundertmal mehr.

Naturbücher.

Am naturkundlichen, volksverständlichen Büchern ist der vorhandene Besitz um einiges Gute vermehrt worden. In neuer verbesserter Auflage liegt die kleine Ausgabe „Naturstudien“ von Karl Kräpelin vor (Teubner, Leipzig, 1 M.). Oskar Schwindragheim hat die Bilder der früheren Auflage verbessert und durch neue charakteristische und doch immer den Künstler verratende Federzeichnungen ergänzt. In neun Spaziergängen durchwandert Lehrer und Schüler mit Frage und Antwort die heimliche Landschaft. Der eifrige „Kosmos“-Mann Dr. Curt Floride hat zwei schöne Bücher „Wanderungen“ und „Streifzüge“ veröffentlicht: eins über Säugetiere, eins über die Vögel Deutschlands. Er ist ein guter wissenschaftlicher Erzähler, der einen wunderbaren Schatz von Tierbildern zur Hand hat (Nister, Nürnberg). Neben diesen beiden Büchern schrieb Floride für Knaben und Mädchen im Alter bis zu zwölf Jahren noch fünf reich mit farbigen und in den Text gefügten kleineren Bildern ausgestattete Bändchen „Der kleine Naturforscher“ (Nister, Nürnberg, je 1,20 M.) Ihre Titel sind: „In Haus, Hof und Garten“; „In Fluß und Feld“; „In Busch und Wald“; „In Fluß und Teich“; „Am Meeresstrand“. Die Bücher werden deshalb Glück haben, weil sie tierisches Leben, wie wir es auf Wanderungen aufspüren, erleben läßt. Die Plauderbücher paden nicht aufdringlich mit Gelehrsamkeit voll. Sie lassen teilnehmen an der Freude des biologisch schauenden Naturforschers, für den die Natur immer frisch und neu bleibt. An jedermann von der reiferen Jugend aufwärts wenden sich die Bände der Naturwissenschaftlichen Bibliothek, die der Verlag von Quelle und Meier, Leipzig, herausgibt. (Preis 1,80 M.). Sie sprechen über Deutschlands Urzeit, über den deutschen Wald, die Ameisen, das Aquarium, das Terrarium, Beleuchtung und Heizung, Reptilien- und Amphibienpflege, die Schmarotzer, die Photographie, ziehen das Bild ausgiebig heran und bedeuten einen großen Gewinn für jeden, der von der bloßen Naturfreude zum ernsthaften Naturstudium übergeht. Denn ihre Darstellung ist klar, der reiche Inhalt wohl geordnet. Ein Buch zulezt, das als ein Kinderbuch gegeben ist und eins der wundervollsten Mittel bedeutet, Kinder an das heimlichste Leben der Natur heranzubringen und zugleich zur innigen Naturfreunde zu erziehen. Eine skandinavische Frau, Nanny Hammarström, hat das Buch geschrieben: „Die Abenteuer zweier Ameisen“ (Ehold, München, 3 M.). Als ein Märchen ist es geschrieben, ein Lebensmärchen, in dem ein Ameiselein den ersten Sommer seines Lebens vom Ei herauf erzählt. Farbige Bilder von Tier und Pflanze begleiten die Erzählung in frisch belebender Anordnung auf den Seitenrändern. Nicht bloß das an wunderbaren Ereignissen überreiche Leben der Ameisen lebt der Leser mit, das ganze Auf und Ab der sommerlichen Natur fühlt er nah um sich her. Eins der nützlichsten und reizendsten Bücher von der Natur ist hier dem Kinde gereicht.

Ueber all dem Eifer, dem Kinde die Natur vertraut zu machen, sollen wir freilich nicht vergessen, daß sich eine städtische Kultur um uns her bewegt, der gegenüber die Erzieher ebenfalls große Verpflichtungen haben. Fritz Gansberg fordert einen Großstadtankauungsunterricht, und als ein gutes Zeichen darf man's deuten, daß sein Lesebuch für Schule und Haus: „Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder“ (Teubner, Leipzig, 3,20 M.) im Verlaufe weniger Jahre jetzt bis zur dritten Auflage vorschreiten konnte. Das „Großstadt-Wilderbuch“ aus dem Voigtländerischen Verlage, von dem schon die Rede war, deutet eine Entwidlung im Kinderbuchwesen an, die als ein wichtiger Fortschritt angesehen werden muß.

Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

Im Joch. Er war einer jener Enterbten, die von früh bis spät vor dem Karren gehen und des Nachts auf den Fliesen lauern. Ob er je ein anderes Leben gehabt, weiß ich nicht, — ich sah ihn nur am Karren. Den zog er von früh bis spät, ächzte, keuchte, zog ihn stets mit derselben gequälten Miene, den krampfhaft gespannten Weinen, alle Tage wie immer, müde und matt, ganz gleich, ob er Zeitungen enthielt, Grüntraum, Lehm oder Kohlen. Er zog ihn von früh bis spät, streckte sich nachts auf die Fliesen, erwaachte und fror, und sprang, kaum daß der Tag graute, schon wieder auf, um wieder angespannt zu werden, durch die Straßen zu keuchen und zu ziehen, zu ziehen . . . ohne Ende.

Ich habe ihn gesehen, wie er an einem Mittag im Hof lag. Er war ganz voller Staub und Schweiß, ganz Ermattung. Aber sein Blick war klar. Es war etwas wie Stolz in ihm, wie Hoffnung und Stolz. Er glitt über die Brandmauern, glitt höher hinauf — höher — gen Himmel. Zur Sonne auf. Aus dem schmutzigen Hoffschacht — zur Sonne . . .

Ich wußte nicht, daß ein Blick so viel sagen kann. Ein einziger Blick, den ein gequältes Wesen, den ein Hund zur Sonne aufstaut.

Dann ging es bergab mit ihm. Der Karren rollte langsamer, die Schläge fielen dichter. Er war alt, er konnte nicht mehr.

„Hü!“ schrie sein Herr, ein roher Patron. „Füttere ich Dich umsonst, faules Luder?“

„Hü!“ ästeten die Wassenjungen ihm nach. „Füttern wir Dich umsonst?“

Und er zog . . . Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Niemand hatte einen Blick für ihn, niemand ein gutes Wort. Nicht nur die Menschen nicht; die Menschen sind hart. Nein, — auch nicht die Hunde. Es gingen Hunde vorbei, feist und gestriegelt, die sich warm durchs Leben schmarozten, es fuhren Hunde daher in breiten Equipagen, große auf dem Kutschbock und kleine in Decken gehüllt, — keiner achteie auf ihn.

War er denn überhaupt ein Hund? Ein Gleichwertiger, einer der übrigen? Nein. Er war ein Arbeitstier, halb Karrenwächter, halb Lastgaul, das im Minnstein wohnte, im Minnstein fraß und — im Minnstein sterben würde.

„Hü!“ schrie sein Herr. „Hü! faules Luder!“

„Hü!“ ästeten die Jungen ihm nach. —

Ich erinnere mich des Tages, da er zusammenbrach. Es war ein heißer Tag, und er lag auf der Straße, mitten auf dem Fahrdamm, etwa zehn Schritt vom Hause. Die Zunge hing heraus, das Maul stand offen, die Augen quollen vor. Er lag auf der Seite, den Kopf vorgestreckt, und wand sich in Krämpfen.

„Hü!“ schrie sein Herr. Die Peitsche klatschte.

Aber es ging nicht. Die Krämpfe wurden heftiger, der Atem schwerer, dann kam ein Ruck — und er war nicht mehr.

Er lag auf dem Fahrdamm in der Sonne. Menschen kamen vorbei und blieben stehen. Einige juckten die Achseln. Niemand hatte ein Wort für ihn, auch nicht ein Wort. Die Menschen sind hart. Aber selbst Hunde gingen vorbei. Ein Mops kam daher, schnupperte in der Luft und trocknete weiter. Ein Windhund kam, wohl ein Nesthitzer in seiner Art, fuhr zusammen und lief davon.

Gewiß, war denn das ein Hund? Ein Vollwertiger, — der? Ein Karrenwächter, ein Lastgaul, der im Minnstein lebte, im Minnstein starb? Was, machte er —

Ich aber kannte ihn. Ich sehe ihn noch jenen Tag im Hofe. Sehe ihn müde und gequält.

Ich sehe den Blick zur Sonne . . .
Werner Peter Larsen.

Kulturhistorisches.

Die Strafe des Steintragens im Mittelalter. In verschiedenen Berliner Museen werden sog. „Bagsteine“ (von „Bagen“ = zanken, streiten, hadern) aufbewahrt, eine unter den vielen Arten der Strafinstrumente des Mittelalters. Das Tragen des Bagsteins wird zuerst um 1300 erwähnt und erhielt sich bis ins 16. Jahrhundert; seitdem wurde diese Strafe allmählich durch die sog. Fiebel ersetzt, ein Instrument aus Holz oder Eisenbändern zum Einzwängen von Hals und Händen für eine oder auch zwei Personen. Das Steintragen wurde vornehmlich zänkischen Frauen als Sühne auferlegt. Es war seinerzeit geradezu ein Freudentag für die ganze Einwohnerchaft eines Ortes. Die Verurteilte wurde mit dem Steine behängt und gefesselt von dem Büttel auf einem vorgefahrenen Wege durch die sich auf den Straßen drängende Menge geführt, die natürlich an der Delinquentin ihre Spottlust und ihren Uebermut ausließ. Meist wurde die Strafe an einem Markt- und Gerichtstage vollzogen, da zu solchen Terminen große Menschenmassen zusammen zu strömen pflegten. Vielfach schritt ein Pfeifer und ein Pauker dem Zuge voran; oft erhielten auch die Büben faule Eier; und die Würlchen betranken sich mit dem Wein, der ihnen für Rechnung der Delinquentin verabfolgt wurde. Wie E. v. Künzberg in den „Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte“ mitteilt, haben wir in der Strafe des Steintragens ein Rudiment, eine Abschwächung der früheren Strafnachtigkeits ebenso wie in dem Hundes, Sattels- und Flügelradtragen zu sehen. Der Bagstein war ursprünglich ein Handmühlstein als Zeichen weiblicher Arbeit.

Medizinisches.

Gehirnoperationen. Die moderne Chirurgie hat mancherlei Operationen mit Erfolg ausgeführt, deren Gelingen man früher für unmöglich gehalten hätte. Dank der Karlose, der vollkommenen Asepsis (Keimfreiheit) und einer immer weiter ausgebildeten Technik ist es heute möglich, immer kompliziertere Operationen auszuführen. Daß der Bauch in beträchtlicher Ausdehnung aufgeschnitten wird, große Teile innerer Organe, etwa vom Magen, Darm, Gebärmutter usw. entfernt werden, gehört gewissermaßen zum täglichen Brot der Chirurgen. Auch an so empfindlichen Organen wie Herz und Nieren werden mit Erfolg Operationen aus-

geführt, die oft von lebensrettendem Einfluß für den Betroffenen sind. Die günstigen Resultate verdankt die Chirurgie in erster Linie dem aseptischen Vorgehen der Operateure auch bei den kleinsten Eingriffen. Seitdem Pasteur, der geniale französische Forscher, nachgewiesen hat, daß in der Luft, auf unseren Händen, an unseren Kleidern usw. zahllose Bakterien ihr Dasein führen, die bei gegebener Gelegenheit Eitrungen und andere Infektionen machen, ist es ein Grundsatz jedes operativen Vorgehens geworden, nur nach Desinfektion aller Gegenstände und Personen, die irgendwie unmittelbar mit der Operation zu tun haben, künstliche Wunden anzulegen. Auf diese Weise ist die Wundinfektion, das Wundfieber, das früher den meisten Operationen ihren unheilvollen Ausgang gab, so gut wie vollkommen aus der praktischen Medizin verdrängt und damit die Grundlage zu den Erfolgen, deren sich die Chirurgie rühmen darf, gegeben worden. Das sensibelste Organ unseres Körpers, das Gehirn, ist in jüngerer Zeit ebenfalls Gegenstand operativer Eingriffe geworden. Darüber berichtet der Direktor der Berliner chirurgischen Universitätsklinik, Professor Hildebrand, in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“: Wenn man berücksichtigt, daß unser Gehirn das Zentralorgan der zahllosen Nervenstränge darstellt, daß es ferner der Sitz unserer psychischen (seelischen) Vorgänge ist, so wird man begreifen, mit welchen Gefahren ein Eingriff in die Substanz des Gehirnes verbunden ist. Dennoch ist es gelungen, Geschwülste, die sich im Gehirn ausgebreitet haben, Wasseransammlungen, die ebenso wie erstere auf die ungewein empfindliche, nervöse Substanz des Hirnes gedrückt und Ausfallserscheinungen wie Lähmungen der Gliedmaßen, Seh- oder Hörstörungen je nach der Stelle ihres Sitzes hervorgerufen haben, operativ zu beseitigen und damit eine dauernde Heilung zu erzielen. Freilich bedarf es zur Ausführung des chirurgischen Eingriffes der genauen Feststellung, der Diagnostizierung des Krankheitsherdes. Dies ist die Arbeit des Nervenarztes, des Neurologen, der die verschiedenen Krankheits-symptome so verwertet muß, daß er vor der Eröffnung des inädhernen Schädelbaches den Sitz der Geschwulst, die Ausdehnung der Flüssigkeitsansammlung usw. genau bestimmen und seinem chirurgischen Kollegen beschreiben kann. Durch die Beteiligung verschiedener Gehirnzentren, deren Sitz meist gut bekannt ist, z. B. durch Sehstörungen, durch Hörverluste, durch Schwindelanfälle usw. kann der geübte Nervenarzt mit großer Sicherheit die Stelle umschreiben, an der sich der krankhafte Prozeß lokalisiert haben muß. Es bedarf also auf jeden Fall der Zusammenarbeit des Chirurgen und des Neurologen, um eine Gehirnoperation auszuführen.

In Berlin haben seit mehreren Jahren zwei hervorragende Vertreter ihres Spezialfachs, der Nervenarzt Professor Oppenheim und der Chirurg vom Augusta-Hospital, Professor Fedor Krause, in dieser Weise zusammengearbeitet und durch ihre Resultate berechtigtes Aufsehen erregt. Jetzt beteiligen sich auch andere Nervenärzte und Chirurgen an Gehirnoperationen. In der Ueberempfindlichkeit der nervösen Substanz gegen Druck, Einstich usw. besteht die große Gefährlichkeit aller Gehirnoperationen, die trotz der Ausbildung der modernen chirurgischen Technik und Diagnostik zu den ernstesten Eingriffen gehören, zu denen sich die Heilfunde entschließt. Deshalb zerlegt man, da die Operation meist sehr umfangreich und zeitraubend und infolgedessen sehr schwächend ist, den ganzen Eingriff in zwei Stadien. Während der ersten Sitzung wird zur Eröffnung des Schädels ein breiter Haut- und Knochenlappen in der Gegend der diagnostizierten Stelle aus dem Schädeldach herausgeschnitten oder gesägt. Mit der Bildung des Knochenlappens ist der erste Akt der Operation beendet; den zweiten Akt, die eigentliche Hirnoperation, verschiebt man auf einen späteren Tag. Der Knochen- und Hautlappen, der an einer Seite mit dem übrigen Schädel noch in fester Verbindung steht, wird wieder in die Höhe geklappt, und der Patient etwa eine Woche, je nach dem Verlauf kürzer oder länger, in Ruhe gelassen. Hat er den ersten Teil der Operation gut überstanden, so wird der zweite Teil in Angriff genommen, der meist sehr viel blutiger wegen des enormen Blutgehaltes des Gehirns — im Gehirn befindet sich etwa ein Viertel unseres Gesamtblutes — verläuft. Bevor das Gehirn freiliegt, muß noch die harte Hirnhaut durchgeschnitten werden. Ist dies geschehen, so gewinnt man die Ueberzicht über das lebende Gehirn, ein Anblick, der auch dem Arzte nur selten zuteil wird. Der Krankheitsherd macht sich häufig schon durch eine Auftreibung der Hirnsubstanz an einer bestimmten Stelle bemerkbar. Die Geschwulst wird meist stumpf, mit dem Finger oder mit einem anderen stumpfen Instrument, um keine Substanzverletzungen am Hirn selbst zu machen, herausgeschält, eine Zyste ihre flüssigen Inhalte entleert und eventuell herausgezogen. Dann wird die Wunde geschlossen, erst die Hirnhaut vernäht, der Knochenlappen in seine richtige Lage gebracht und die Haut vernäht. Wenn keine Verletzungen an empfindlichen Stellen der Hirnsubstanz erfolgt sind, kann die Operation die glücklichsten Resultate geben und dem Betroffenen die volle Funktionsfähigkeit zurückbringen. Eine große Gefahr liegt darin, bei der Entfernung des Krankheitsherdes lebenswichtige Gehirnstellen zu verletzen, deren Erhaltung oft durch den Sitz der Geschwulst unmöglich geworden ist. Immerhin sind aber die glücklich ausgeführten Gehirnoperationen wahre Meisterstücke der chirurgischen Technik.

W.